

CLAUDIA PAGANINI

Transparenz, Fairness, Respekt und Verantwortung

Wie wir der Digitalisierung begegnen können

Der Beitrag unternimmt eine Standortbestimmung, indem er nach der Spezifik von Angewandter Ethik im Zeitalter der Digitalisierung fragt. Als Ziel wird gesetzt, Orientierungs- und Vermittlungsleistungen mit Blick auf die Gesellschaft und das Ganze des menschlichen Lebens bereitzustellen. Dazu rekurriert der Beitrag auf die Werte Transparenz, Fairness, Respekt und Verantwortung, die bereits für den Kontext der analogen Medien und in anderen Bereichsethiken Anwendung finden. Damit ist eine Übertragbarkeit und so die Bezugnahme auf andere Kontexte und die Lebenswirklichkeit der Menschen insgesamt ermöglicht.

Prof. Dr. Claudia Paganini promovierte 2005 zum Doktor der Philosophie mit einer kulturphilosophischen Arbeit über das Scheitern im Werk von Friedrich Dürrenmatt und habilitierte 2018 im Fach Philosophie an der Hochschule für Philosophie München mit dem Entwurf einer rekonstruktiven Medienethik, der mit dem Pater Johannes Schasching SJ-Preis ausgezeichnet wurde; 2019 wurde sie mit dem Staatspreis Ars Docendi für exzellente Lehre ausgezeichnet; von 2010 bis 2021 forschte und lehrte sie am Institut für Christliche Philosophie in Innsbruck, 2019/2020 übernahm sie die Vertretung der Professur für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt, seit 2021 hat sie die Professurvertretung Medienethik an der Hochschule für Philosophie München inne. Ausgewählte Veröffentlichungen: Werte für die Medien(ethik), Baden-Baden 2020; Entwurf einer rekonstruktiven Medienethik. Analyse und Auswertung internationaler und nationaler Selbstverpflichtungskodizes, München 2018; (zusammen mit Alexander Filipović und Christopher Koska) Ethik für Algorithmer. Was wir von erfolgreichen Professionsethiken lernen können, Gütersloh 2018.

Die Anfänge der Angewandten Ethik reichen zwar bis in die Antike zurück, die (Erfolgs-)Geschichte der als solche definierten, klar umrissenen Bereichsethiken, zu denen mittlerweile auch die Digitale Ethik gehört, setzte aber im Wesentlichen erst in den 1960er und 1970er Jahren ein. Von einzelnen, noch unsystematischen, anlassbezogenen Vorstößen in der Nachkriegszeit und einem anfänglichen Schattendasein bzw. Belächelt-Werden abgesehen, haben sich die Bereichsethiken in unglaublich kurzer Zeit in der Philosophie etablieren können und eine Institutionalisierung erfahren, was u. a. an den zahlreichen einschlägigen Kongressen, Publikationsreihen, Journals und Lehrstühlen sichtbar wird.

In der Medienethik, aus der sich zu Beginn des dritten Jahrtausends die Digitale Ethik zu entwickeln begann, erarbeitete Otto Groth in den 1970er Jahren einen frühen systematischen Zugang, indem er, an Kant anknüpfend, Imperative für den – noch ausschließlich maskulin gelesenen – Journalisten

formulierte.¹ Nach ihm entwickelte Emil Dovifat das Konzept der publizistischen Persönlichkeit², und Rüdiger Funiok war schließlich der Erste, der – Gerhard Maletzkes Überlegungen zur Massenkommunikation aufgreifend³ – Medienethik nicht mehr eindimensional als Individualethik betrieb, sondern unterschiedliche Ebenen der Verantwortung in den Blick nahm.⁴ Seit damals hat sich im deutschen Sprachraum eine lebendige interdisziplinäre Forschungsgemeinschaft entwickelt, die sich neben den Kernbereichen des medialen Interagierens – Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und Unterhaltung – mehr und mehr für die Digitalisierung ständig größerer Teile der menschlichen Lebenswelt(en) zu interessieren begann. Eine enge Verbindung bestand und besteht dabei zur Informationsethik, zur Kommunikations- und zur Technikethik.

1. Herausforderungen für die Digitale Ethik

In den letzten Jahren haben die Bereichsethiken – und mit ihnen auch die Digitale Ethik – nicht nur eine Institutionalisierung, sondern auch eine starke Ausdifferenzierung erfahren, was einerseits für den Fortschritt der Fächer wesentlich war, andererseits der zunehmenden Komplexität der konkreten Fragestellungen – etwa dem *Automating Decision-Making* in der Medizin – geschuldet ist. Die Kehrseite der Medaille ist jedoch die Gefahr einer Verwässerung des Profils bzw. die Sorge, dass aufgrund der Fokussierung auf das gerade Aktuelle klassische und zentrale Fragestellungen der jeweiligen Bereichsethik vernachlässigt werden. Angesichts einer Situation, in der sehr viel Fortschritt und Veränderung stattfindet, scheint es daher sinnvoll, eine Standortbestimmung zu unternehmen und zu fragen: Was für eine Art von Angewandter Ethik braucht es im Zeitalter der Digitalisierung? Was kann und soll die Digitale Ethik leisten?

Digitale Ethik soll sich erstens als genuin philosophisches Fach präsentieren und als solches weiterentwickeln, d. h. nicht nur anlassbezogen Spezialthemen behandeln, sondern wesentlich auch die für die ‚Lösung‘ der konkreten Probleme erforderlichen normativen und metaethischen Fragen mitbetreiben, also beispielsweise fragen, nach welchen Kriterien sich bestimmen lässt, was (moralisch) gutes Handeln ausmacht, oder welche Prozesse notwendig sind, damit moralisches Wissen generiert werden kann. Diese und (viele) andere grundsätzliche Überlegungen sollten in der Kenntnis und unter

¹ Vgl. Otto Groth, *Die unerkannte Kulturmacht. Grundlegung der Zeitungswissenschaft*. Bd. 4: *Das Werden des Werkes* 2, Berlin 1962.

² Vgl. Emil Dovifat, *Handbuch der Publizistik*. Bd. 1: *Allgemeine Publizistik*, Berlin 1971.

³ Vgl. Gerhard Maletzke, *Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik*, Hamburg 1963.

⁴ Vgl. Rüdiger Funiok, *Medienethik. Verantwortung in der Mediengesellschaft*, Stuttgart 2011.

Berücksichtigung dessen angestellt werden, was die Philosophiegeschichte an einschlägigen Konzepten beizutragen hat. Denn wenngleich viele Fragen sich auf den ersten Blick als ‚neu‘ präsentieren, stellt man bei näherem Hinsehen Kontinuitäten und Anknüpfungspunkte fest, die oftmals dazu beitragen können, ein besseres – philosophisches – Verständnis des Sachverhalts zu gewinnen und sich auf diese Weise als Moralphilosoph:in angesichts des – vermeintlich – radikal Neuen nicht ohnmächtig zu fühlen, sondern sich vielmehr angesichts der eigenen fachlichen Ressourcen als selbstwirksam zu erleben.

Beispielsweise lässt das Problem der Verantwortungsübernahme im Fall von Pflegerobotern, die für bestimmte Tätigkeiten programmiert sind, möglicherweise aber Fehlhandlungen begehen, zunächst den Eindruck entstehen, als handle es sich hier tatsächlich um etwas radikal Neues. De facto wurde aber in Anlehnung an Thomas von Aquin bereits im Mittelalter ein Diskurs über das sogenannte Stellvertreterhandeln⁵ und die damit verbundenen Fragen von Verantwortung und Schuld geführt, und dabei wurden Thesen formuliert, die sich jedenfalls auch bzw. gerade heute lohnen berücksichtigt zu werden.

Sich als genuin philosophisches Fach weiterzuentwickeln, macht für die Digitale Ethik aber nicht nur von der Sache her Sinn, sondern auch, weil sie nur dadurch ihr Alleinstellungsmerkmal behält und auf diese Weise weniger Gefahr läuft, nach und nach durch andere problemorientierte Disziplinen, wie etwa die Nachhaltigkeitsforschung oder die Akzeptanzforschung, ersetzt zu werden. Auch wenn die Digitale Ethik selbstverständlich die empirische Expertise der Fächer berücksichtigen muss, mit denen sie interagiert – also der Informatik, der Elektrotechnik, der Robotik etc. –, ist es dennoch nicht primär ihre Aufgabe, Prognosen zu erstellen, sondern Zusammenhänge zu explizieren bzw. – und damit kommt die zweite Aufgabe der Digitalen Ethik in den Blick: eine Orientierungs- und Vermittlungsleistung mit Blick auf die Gesellschaft und das Ganze des menschlichen Lebens bereitzustellen.⁶

Sie sollte insofern nicht zu sehr einzelnen Problemen verhaftet bleiben, die sich noch dazu sehr schnell verändern und auch an Bedeutung einbüßen können, sondern stets fragen: Was gewinnen wir und was verlieren wir, wenn wir diese oder jene menschliche Tätigkeit digitalisieren, diese oder jene neue Technologie nutzen usw.? Wollen wir diese Art von Veränderung? Und kommen wir auf diese Weise dem ‚guten Leben‘ ein Stück näher oder entfernen wir uns eher davon?

⁵ Hans Rott, Lüge, in: Jürgen Mittelstraß (Hg.), Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie Bd. 5: Log-N, Stuttgart – Weimar 2013, 125–129.

⁶ Vgl. Claudia Paganini, Werte für die Medien(ethik), Baden-Baden 2020, 66–79.

Drittens gilt es, dafür Sorge zu tragen, dass die Spezialisierung der Digitalen Ethik nicht zu einem Auseinanderdriften der einzelnen Bereichsethiken führt. Was ist damit gemeint? Philosophische Ethik strebt danach, Bedingungen und Richtlinien für ein gelingendes Leben als Ganzes zu erarbeiten. Einzelne Spezialdiskurse unvermittelt nebeneinander stehen zu lassen, ist daher nicht befriedigend. Die Krankenschwester, die gerade mit den Angehörigen eines hochbetagten Patienten besprochen hat, ob dieser an einem Pilotprojekt zum Einsatz von Robotern im Pflegeheim teilnehmen möchte, konsumiert auf ihrem Smartphone Medien. Der Journalist, der bei seiner täglichen Arbeit mittlerweile selbstverständlich ChatGPT einsetzt, fragt sich, wie er zwischen der Maximierung der Aufmerksamkeit und der Wahrung der Persönlichkeitsrechte der dargestellten Kriegsoffer die richtige Entscheidung treffen kann oder ob er diese nicht überhaupt der KI überlassen soll. Kurzum: Wir sind immer dieselben Menschen, die jedoch in unterschiedlichen Kontexten agieren. Eine Digitale Ethik – wie übrigens jede andere Bereichsethik –, die in der einen Situation Orientierung bietet, zu anderen aber nur schweigen kann oder sich gar in Widersprüche verstrickt, liefert nicht die Art von normativen Antworten, die eine hochkomplexe, weltanschaulich plurale moderne Gesellschaft braucht.

Wie also kann die Digitale Ethik diesen Forderungen gerecht werden? Sie kann es auf unterschiedliche Art und Weise tun. Vielversprechende Kandidaten für die Integration der genannten Anliegen scheinen mir aber die Werte zu sein. ‚Wert‘ bezeichnet zunächst einmal die ‚Gutheit‘ oder gute Qualität von etwas, und zwar auf zweifache Art und Weise. So kann die ‚bonitas‘ quantitativ bestimmbar sein, dann bedeutet Wert so viel wie Tauschwert; der Träger des Wertes, ein Objekt oder eine Leistung, kann folglich ge- oder verkauft, getauscht, gehandelt werden. Eine solche Art von Werten ist hier jedoch nicht gemeint. Vielmehr sind im Kontext der Frage nach einem angemessenen Umgang mit dem Digitalen diejenigen Werte von Interesse, die man als „immateriellen Sinngehalt, der eine Norm, eine Orientierung, ein Ziel darstellt“⁷, verstehen kann.

Was genau das sein könnte, wird in der Philosophie – wie nicht anders zu erwarten – unterschiedlich beantwortet. Im Neukantianismus etwa wird den Werten eine eigene Sphäre zugesprochen, die, vom Sein getrennt, als ein Gelten konzipiert ist, Hartmann siedelt die Werte – in Anlehnung an Scheler – in der Nähe der platonischen Ideen an, und auch die Frage, ob unter den Werten eine Hierarchie besteht, wird kontrovers diskutiert.⁸ Unabhängig von ihrem ontologischen Status, dessen Bestimmung selbstverständlich eng damit zusammenhängt, welche Position man in der Subjektivismus-Realismus-

⁷ Harald Schöndorf, Wert, in: ders./Walter Brugger (Hg.), Philosophisches Wörterbuch, München 2011, 570–571.

⁸ Vgl. Paganini, Werte (s. Anm. 6), 88–89.

Debatte der Ethik geneigt ist einzunehmen, scheinen mir Werte aber sehr gut geeignet, metaethische und normative Fragen, die mit den konkreten Problemen der Digitalisierung in Beziehung stehen, mitzudenken bzw. nicht zu vernachlässigen. Werte sind, so könnte man es auch formulieren, abstrakt und komplex genug, dass sich an ihnen ein genuin philosophischer Diskurs entfalten kann.

Zugleich sind sie konkreter als bloße Ver- oder Gebote, was nicht zuletzt dadurch zum Ausdruck kommt, dass wir uns unter Verwendung sogenannter ‚dicker Begriffe‘, die neben ihrem präskriptiven Anteil auch einen ausgeprägten deskriptiven aufweisen, auf Werte beziehen. Zu sagen, dass ein Verhalten ‚erlaubt‘ ist, hat für die Adressat:innen nicht nur keine besonders motivierende Funktion, es hat auch kaum Potential, sich dem eigentlichen Problem anzunähern. Ein Verhalten dagegen als ‚großzügig‘, ‚selbstlos‘, ‚fürsorglich‘, ‚verantwortungsbewusst‘ etc. zu bezeichnen, kann einen Ansporn liefern, sich genau so zu verhalten, und lässt jedenfalls – noch vor einer expliziten moralphilosophischen Diskussion – ein besseres Verständnis davon entstehen, was in der konkreten Situation zu tun ist.⁹ Und genau in solchen konkreten Situationen, in Ethikkommissionen oder wenn Expertisen zu verfassen sind, erwarten die Professionalist:innen der einzelnen Lebensbereiche selbstverständlich und auch zu Recht, dass die beigezogenen Moralphilosoph:innen ihnen inhaltlich konkrete Antworten anbieten.

Schließlich sind Werte auch außerhalb der Philosophie anschlussfähig, und zwar insbesondere in der Psychologie, wo sowohl die Motivationspsychologie als auch die aktuelle Forschung zum Thema psychische Gesundheit und Resilienz immer mehr auf persönliche Werte in ihrer sinnstiftenden Dimension zurückgreifen. Rezente empirische Studien etwa zeigen, dass es Menschen, die über einen soliden Wertekompass verfügen, deutlich besser gelingt, mit Belastungen fertigzuwerden und unter Stress erfolgreich Coping-Strategien anzuwenden, anstatt mit Abwehrmechanismen zu reagieren und die Problemlage durch dysfunktionale Verhaltensmuster zu verschlechtern.¹⁰

2. Ressourcen der Digitalen Ethik

Welche Werte kommen nun aber in Frage, um einer Digitalen Ethik als Ressource im hier skizzierten Sinn zu dienen? Diese Frage soll im Folgenden unter Bezugnahme auf vier jener fünf Werte – Transparenz, Fairness, Respekt, Verantwortung und Kompetenz – beantwortet werden, die ich in meiner Habilitationsschrift mithilfe der Rekonstruktion aus einer Vielzahl von nationalen und internationalen Selbstverpflichtungskodizes gewonnen

⁹ Vgl. Dagmar Borchers, *Die neue Tugendethik. Schritt zurück im Zorn?*, Paderborn 2001, 81.

¹⁰ Vgl. Undine Lang, *Resilienz. Ressourcen stärken, psychisches Wohlbefinden steigern*, Stuttgart 2023.

habe.¹¹ Bei diesen Werten handelt es sich nicht um eine normative Setzung, die den Akteur:innen gewissermaßen ‚von oben diktiert‘ worden wäre. Vielmehr bilden sie die Überzeugungen der Betroffenen ab, die diese in den diversen Dokumenten der Selbstverpflichtung im Kontext der medial vermittelten Kommunikation verschriftlicht haben, und stellen damit einen Kernbestand dessen dar, was die Professionalist:innen selbst für moralisch wertvoll erachten.

Weiterentwickelt wurde dieser Ansatz insofern, als jeweils gefragt wird, inwiefern die Werte Transparenz, Fairness, Respekt und Verantwortung nicht nur in der analogen, sondern gerade auch in der digitalen Medienwelt Geltung beanspruchen können. Der fünfte Wert – die Kompetenz – wird ausgeklammert, weil dieser insofern einen anderen Charakter hat, als er nicht so sehr – auf der inhaltlichen Ebene – beschreibt, wie sich eine Person verhalten soll, sondern eher – auf der Ebene der Umsetzung – auf den Modus dieses Sich-Verhaltens abzielt. Dass es selbstverständlich auch bzw. gerade im Moment eines Medienumbruchs wie des Wandels vom Analogen zum Digitalen eines hohen Maßes an Medienkompetenz bedarf, soll hier nicht argumentativ entfaltet, sondern vorausgesetzt werden.

Der erste Wert, der auf jeden Fall Teil eines Kernbestandes der Moral für die Digitale Ethik sein sollte, ist die Transparenz, ein Klassiker der Medienethik gewissermaßen. Entwickelt hat sich die Transparenz als normative Forderung aus zwei traditionellen journalistischen Werten, nämlich der – im Sinn der Korrespondenztheorie verstandenen – ‚Wahrheit‘ und der – als Bekenntnis zum Offenlegen der eigenen Interessen, Präferenzen und Perspektiven definierten – ‚Wahrhaftigkeit‘. Auch wenn die Transparenz gegenüber der Wahrheit eine deutlich weichere Forderung darstellt, bietet sie doch ausreichend Sicherheit dem gegenüber, was vermieden werden soll, nämlich Unwahrheit, Täuschung, Lüge und Manipulation. Wer transparent kommuniziert, verpflichtet sich dazu, in einem Kontext, der auf möglichst große Übereinstimmung zwischen Dargestelltem und Darstellung ausgerichtet ist – wie etwa bei der journalistischen Berichterstattung –, zuverlässige und richtige Fakten zu transportieren, während er in einem anderen Kontext, sofern dies entsprechend sichtbar gemacht wird, durchaus eine persönliche Meinung wiedergeben, Auftragskommunikation betreiben oder fiktive Geschichten entwerfen darf – wie etwa in einem Spielfilm oder einem Online-Game. Zugleich impliziert ‚Transparenz‘ das Bemühen, dem jeweiligen Gegenüber deutlich anzuzeigen, wann ich die Absicht habe, zu berichten, wann zu behaupten, zu vermuten, zu werben, zu fantasieren, zu scherzen usw.¹²

¹¹ Vgl. Paganini, Werte (s. Anm. 6), 102–152.

¹² Vgl. Paganini, Werte (s. Anm. 6), 105–116.

Unter den Bedingungen des Digitalen ist Transparenz aber nicht nur mit Blick auf das menschliche Handeln von Bedeutung, sondern auch, wenn es um die Funktionsweise von Algorithmen und KI-Systemen geht. Transparenz sollte hier nicht nur als Offenlegen verstanden werden, sondern als Interpretierbarkeit, d. h., dass den Konsument:innen die entsprechenden Anwendungen in ihrer Funktionsweise einsehbar gemacht werden und sie sukzessive nachverfolgen können, welche Arbeitsschritte die KI vollzieht, wie beispielsweise aus dem Input der persönlichen Daten der Output einer Interaktion, einer (Produkt-)Empfehlung etc. entstanden ist. Dies lässt sich allerdings nur bewerkstelligen, wenn der oder die Anwender:in die notwendigen kognitiven Voraussetzungen mitbringt bzw. die eingesetzten KI-Systeme nicht zu komplex sind. Ab dem Punkt, wo es nicht mehr möglich ist, die zum Einsatz gekommenen algorithmischen Abläufe nachzuvollziehen, sollte zumindest die Erklärbarkeit als schwächere Form der Transparenz realisiert werden, was bedeutet, die wesentlichen Einflussfaktoren aufzuzeigen, aufgrund derer die KI ihre Empfehlungen getroffen hat.¹³

Der Wert Fairness hat seine Wurzeln in der deutlich anspruchsvolleren Gerechtigkeit, die insofern für die Anwendung problematisch ist, als dieses „*suum cuique*“ des Ulpian keinesfalls einfach zu bestimmen ist.¹⁴ Wenn eine Handlung nämlich dann gerecht ist, wenn sie jedem gibt, was ihm zukommt, dann stellt sich die Frage nach den geltenden Standards, anhand derer das erfragt bzw. festgestellt werden kann. In weiterer Folge müsste man zumindest zwischen austeilender und ausgleichender bzw. korrekativer Gerechtigkeit unterscheiden sowie Teilaspekte – etwa die Leistungs-, Bedarfs-, Besitzstands-, Chancen-, Verfahrens-, Generationen- oder Teilhabe-Gerechtigkeit – berücksichtigen. Deutlich unkomplizierter stellt sich die Fairness dar, meint ‚fair zu sein‘ doch schlicht, sich an (Spiel-)Regeln zu halten. Etwas konkreter gefasst, bedeutet das, 1) Personen nicht ohne guten Grund ‚anders‘ zu behandeln, 2) andere nicht zu benachteiligen oder sich selbst einen Vorteil zu verschaffen, 3) nicht aus einem System, dessen Funktionieren andere gewährleisten, Vorteile zu ziehen, ohne selbst einen adäquaten Beitrag zu leisten, und 4) Menschen unangemessen hart zu bestrafen oder zu verurteilen.¹⁵ Die Forderung nach Fairness betrifft dabei nicht ausschließlich konkrete Akteur:innen, sondern auch Verfahren: etwa wenn Informanten geschützt werden sollen oder wenn im Kontext von *Privacy-by-Design* festgelegt wird, welche der von meinem autonomen Pkw gewonnenen Daten verwertet werden

¹³ Vgl. Stefanie Hänold u. a., Die Nachvollziehbarkeit von KI-Anwendungen in der Medizin. Eine Betrachtung aus juristischer Perspektive mit Beispielszenarien, in: *Medizinrecht* 39 (2021), 516–523, hier 519.

¹⁴ Vgl. Stefan Gosepath, Gerechtigkeit, in: Hans Jörg Sandkühler (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie*. Bd. 1, Hamburg 2010, 835–839.

¹⁵ Vgl. Paganini, Werte (s. Anm. 6), 116–127.

dürfen bzw. wie ich selbst Einfluss auf diese Prozesse nehmen kann. Fairness kommt traditionell im Journalismus zum Tragen, z. B. indem einem Beschuldigten die Möglichkeit zur Stellungnahme gegeben wird und eine Folgeberichterstattung stattfindet, in der über einen Freispruch, die deutliche Strafmilderung oder Einstellung eines Verfahrens informiert wird. In der Welt der digitalen Werbung etwa würde Fairness heißen, potentielle Käufer:innen auf Social Media nicht durch ein Überfluten mit – möglicherweise sogar verfälschten – Produktinformationen zu manipulieren und damit letztlich einen Kaufzwang auszuüben.

Was den Respekt betrifft, gilt es zunächst eine begriffliche Präzisierung vorzunehmen. Um als Wert fruchtbar werden zu können, muss ‚Respekt‘ als (ungeschuldete) Achtung verstanden werden, die man einem (menschlichen) Gegenüber – unabhängig von dessen Status oder Verdienst – zeigt und die sich darin äußert, dass das jeweilige Gegenüber grundsätzlich als (gleichberechtigte:r) Partner:in anerkannt bzw. so angenommen wird, wie er oder sie ist, sprich: dass gerade auch dem Abweichenden und Fremden Berechtigung zugesprochen wird.¹⁶ Gerade nicht gemeint ist dagegen Respekt im Sinn von Bewunderung, also als (geschuldete) Anerkennung für eine erbrachte Leistung, Respekt vor einer Autorität, der durch Angst – beispielsweise vor drastischen Strafmaßnahmen etc. – zustande kommt, oder Respekt gegenüber unberechenbaren Personen, der sich als eine Art furchtsame Scheu zeigt.¹⁷

Konkret ist dann unter Respekt zu verstehen, dass alle Handlungen unterlassen werden, die dazu geeignet sind, die physische oder psychische Integrität einer anderen Person zu verletzen, oder auch nur, diese als Mittel zum Zweck zu ge- und damit zu missbrauchen, etwa wenn in der Kriegsberichterstattung die Opfer von Gewalt abgebildet werden, die selbstverständlich nie in eine solche Darstellung eingewilligt haben, wenn Fernsehformate wie *Frauentausch* oder *Horror Tattoos* Menschen und ihre Schicksale zur Schau stellen, wenn Menschen in emotionalen Ausnahmesituationen so eingehend befragt werden, dass sie intime Details preisgeben – das sogenannte ‚Witwenschütteln‘ also – etc. Interessant ist dabei, dass der Respekt im digitalen Raum den User:innen selbst ein Anliegen zu sein scheint bzw. noch weitreichendere Forderungen umfasst, als sie bis dato im analogen Kontext formuliert wurden. So heißt es im aus dem Jahr 1995 stammenden RFC 1855, einem der ältesten Dokumente der digitalen Nutzer:innenethik: „UPPER CASE LOOKS AS IF YOU’RE SHOUTING“¹⁸, weshalb man im Chat nicht ausschließlich Großbuchstaben verwenden sollte, und die *Wikiquette* von 2018 betont, dass

¹⁶ Vgl. Heidrun Kämper, Duldung – Toleranz – Respekt. Leitwörter des interkulturellen Diskurses, in: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 3 (2008), 242–256, hier 255.

¹⁷ Vgl. Paganini, Werte (s. Anm. 6), 127–137.

¹⁸ RFC 1855, 2.1.1 Artikel 16, ietf.org/rfc/rfc1855.txt [25.03.2024].

Neuankömmlinge willkommen geheißen werden sollen, man auf Anfragen zu antworten und sich für Hilfe zu bedanken habe.¹⁹

Was schließlich die Verantwortung betrifft, spielt diese im moralphilosophischen Diskurs schon lange eine wichtige Rolle. Davon abgesehen war und ist sie als Korrelat der menschlichen Freiheit Gegenstand der Kompatibilismus-Debatte, und zwar insbesondere im Zusammenhang mit der Frage, ob Verantwortung auch dann möglich sei, wenn der Mensch nicht als (völlig) frei zu verstehen ist. In der Ethik haben vor allem Denker wie Martin Buber, Hans Jonas, Emmanuel Levinas oder Max Weber die Verantwortung als grundlegendes Prinzip eingeführt, was dazu beigetragen haben dürfte, dass sie heute innerhalb unterschiedlicher normativer Zugänge gerne als ein regulatives Leitprinzip angesehen wird.²⁰ Ausführlich hat sich im Kontext der Medienethik Rüdiger Funiok mit der Verantwortung auseinandergesetzt, wobei er betont, dass diese sich auf unterschiedlichen Ebenen vollzieht und insofern von einer „(gestuften) Mitverantwortung“²¹ aller Beteiligten, also auch des Publikums oder der Nutzer:innen, auszugehen ist.

Mit Blick auf das Bemühen um eine Digitale Ethik sollte die Verantwortung jedenfalls in ihrer genuin ethischen Dimension begriffen werden. Denn im alltäglichen Sprachgebrauch wird ‚Verantwortung‘ primär im Zusammenhang mit Gesetzen, Verträgen, politischen Wahlen etc. verwendet oder – wenn man die Erwartungen präzise definieren kann – mit Blick auf Verpflichtungen, die Personen oder Personengruppen eingegangen sind. Insofern ist der Terminus im juristischen Kontext mindestens ebenso beheimatet wie im philosophischen²², wobei sich von der Verantwortung im Sinn von Anklage und Verteidigung – historisch gesehen – mit dem Erstarken des liberalen Prinzips mehr und mehr eine Entwicklung in Richtung Eigenverantwortung vollzogen hat. Zu unterscheiden ist dabei jedenfalls zwischen einer Akteurs- und einer System- bzw. Systemdesignperspektive, wobei das philosophische Verständnis des Wertes sich im Wesentlichen als ein Für-etwas-Rede- und-Antwort-Stehen²³ skizzieren lässt, das durch soziale Zuschreibung und Selbstverpflichtung zustande kommt und sich nicht bloß auf bestimmte Pflichten, sondern auf die Verpflichtungsfähigkeit des Subjekts insgesamt bezieht. Die Zuschreibung von Verantwortung meint weiters, Vertrauen in die Fähigkeiten einer Person oder eines Kollektivs zu haben, dass diese eine

¹⁹ Wikiquote Artikel 4, <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Wikiquote> [25.03.2024].

²⁰ Vgl. Paganini, Werte (s. Anm. 6), 137–145.

²¹ Rüdiger Funiok, Verantwortung, in: Jessica Heesen (Hg.), Handbuch Medien- und Informationsethik, Stuttgart 2016, 74–80, hier 76.

²² Vgl. David Mangan, Regulating for responsibility: Reputation and social media, in: International Review of Law, Computers & Technology 29 (2015), 16–32.

²³ Vgl. Micha H. Werner, Diskursethik als Maximenethik. Von der Prinzipienbegründung zur Handlungsorientierung, Würzburg 2003.

bestimmte Aufgabe, „die weder hinsichtlich ihres konkreten Inhaltes noch ihres optimalen Ergebnisses im Voraus eindeutig bestimmt werden kann“²⁴, angemessen erfüllen werden. Ohne die Bedeutung von Macht- und Abhängigkeitsstrukturen ignorieren oder Menschen zu moralischen Helden stilisieren zu wollen, scheint die Verantwortung daher geeignet, als Wert das Bemühen zum Ausdruck zu bringen, anderen gegenüber – selbst nach getaner Pflicht – nicht gleichgültig zu sein, sondern sich weiterhin dafür einzusetzen, dass der Status quo durch das eigene Zutun verbessert werden kann. In der analogen Medienwelt realisieren beispielsweise Journalist:innen Verantwortung, wenn sie sich zu einer fairen, ausgewogenen und genauen Berichterstattung verpflichten, Politiker:innen, wenn sie die Freiheit der Presse schützen, Eltern, wenn sie ihre Kinder beim Fernsehen nicht allein lassen, sondern mit ihnen darüber sprechen, wie die konsumierten Inhalte auf sie wirken. Im digitalen Kontext dagegen könnte man es als unser aller Verantwortung verstehen, nicht zum Verbreiten von Fake News und Desinformation beizutragen und aktiv gegen Hassrede anzukämpfen, indem wir digitale Zivilcourage zeigen und einen Shitstorm durch moderate Äußerungen unterbrechen oder indem wir die Perspektive der online attackierten Person sichtbar machen. Selbstverständlich steht zugleich der Staat in der Verantwortung, die entsprechenden Regulative zur strafrechtlichen Verfolgung digitaler Straftaten zu erlassen bzw. für den Datenschutz und die Eindämmung der Macht von Filtermechanismen zu sorgen, und zwar umso mehr, wenn diese sich in der Hand von marktwirtschaftlich orientierten Privatunternehmen befinden.

3. Ausblick

So weit ein kurzer Überblick zur Bedeutung der Werte Transparenz, Fairness, Respekt und Verantwortung sowie beispielhaft zu ihrer praktischen Dimension. Was aber ist durch den Rückgriff auf diese und andere Werte gewonnen? Sie helfen – dank ihres deskriptiven Anteils – eine Vorstellung von konkreten Erfordernissen zu gewinnen. Sie können aber auch die Digitale Ethik zu anderen Bereichsethiken in Beziehung setzen bzw. halten, indem sie begreifbar machen, dass ein Wert nicht nur in einem Kontext von Bedeutung ist, sondern, auf einen anderen übertragen, möglicherweise sogar dazu beitragen kann, dass man – durch die veränderte Lesebrille – neue Einsichten bzw. ein vertieftes Verständnis gewinnt.

Das wäre etwa der Fall, wenn man die Frage stellt, was der Wert Transparenz in der Medizinethik leisten kann. Auch wenn er als normative Forderung

²⁴ Franz-Xaver Kaufmann, *Der Ruf nach Verantwortung. Risiko und Ethik in einer unüberschaubaren Welt*, Freiburg/Br. u. a. 1992, 45.

hier noch wenig Beachtung gefunden hat, scheint er gerade angesichts der Tatsache relevant, dass durch unterschiedliches Wissen bzw. Nicht-Wissen entstehende Hierarchien zwischen Patient:innen, Ärzt:innen und Pflegenden häufig zu schwerwiegenden Kommunikations- und Vertrauensproblemen führen. Insbesondere gilt das für das mittlerweile zum Standard gewordene Shared Decision Making, das sich unter der Bedingung von KI-gestützten Therapieempfehlungen zusätzlich verschärft. Transparenz würde in diesem Kontext nicht nur das Zur-Verfügung-Stellen relevanter Informationen implizieren, sondern auch zu einem aktiven Bemühen um ein Verständnis seitens der Patient:innen führen müssen. Als weiteres Beispiel mag der Respekt gelten, den man aus dem Kontext der Medienethik sehr gut auf die Tier- und Umweltethik übertragen könnte, wenn man nämlich das damit gemeinte wertschätzende Interesse am Wohlergehen der oder des Anderen auf nicht-menschliche Tiere und die außermenschliche Natur ausweitet.

Von dieser Vermittlungsleistung abgesehen, ‚lösen‘ Werte möglicherweise recht elegant das Problem, wie sich die philosophische Ethik anmaßen kann, nicht nur zu beschreiben, was der Fall ist, sondern vorzuschreiben, was der Fall sein soll. Werte begründen das Sollen der Moralphilosophie, weil sie explizieren, was Menschen wichtig ist, wofür sie bereit sind zu argumentieren, zu streiten, ihr Leben radikal zu verändern, Entbehrungen und persönliche Nachteile auf sich zu nehmen. Werte verpflichten auf ein bestimmtes Verhalten, weil wir diese Werte realisieren *wollen*, weil wir uns möglicherweise auf einen Kernbestand von Werten geeinigt haben und entschieden haben, in einer (digitalisierten) Welt leben zu wollen, in der diese Werte beachtet werden.